

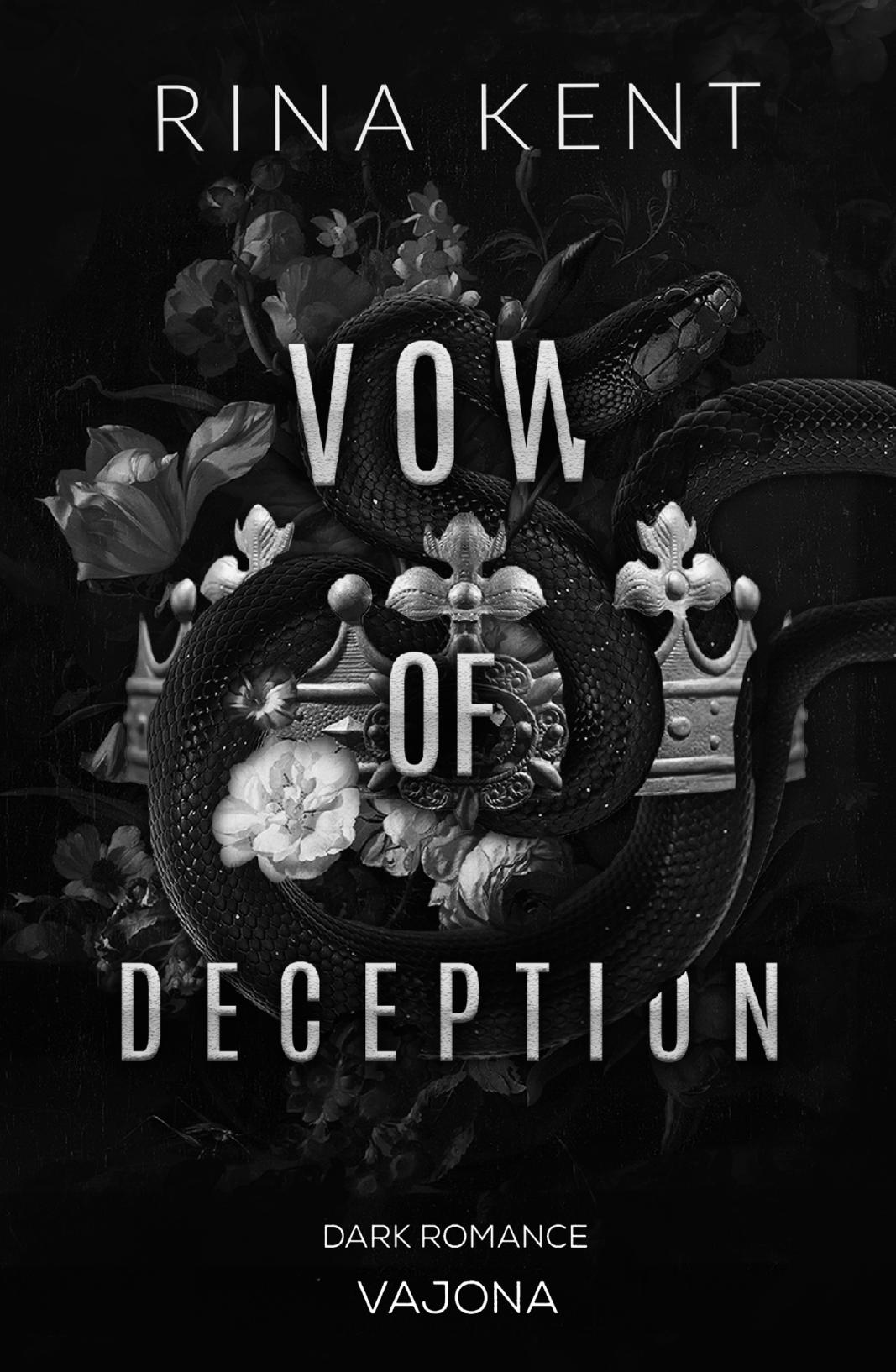
Rina Kent

Vow of Deception

Übersetzt von Anne Masur

RINA KENT

VOW
OF
DECEPTION



DARK ROMANCE

VAJONA

*Für alle, die sich der Logik widersetzen und den
Bösewichten verfallen.*

ANMERKUNG DER AUTORIN

Liebe Leserin, lieber Leser,

falls du bisher noch keines meiner Bücher gelesen hast, könnte das neu für dich sein, aber ich schreibe düstere Geschichten, die aufregend und verstörend sein können. Meine Bücher und Charaktere sind nichts für schwache Nerven.

Vow of Deception ist das erste Buch einer Trilogie und sollte zusammenhängend gelesen werden.

Deception Trilogie:

- #1 Vow of Deception
- #2 Tempted by Deception
- #3 Consumed by Deception

Melde dich für Rina Kents Newsletter an, um über neue Veröffentlichungen auf dem Laufenden gehalten zu werden und eine exklusive Überraschung zu erhalten.

PLAYLIST

Snuff – Slipknot

Demons and Angels – LOWBORN

Darkness in Me – Fight The Fade

I Don't Know What to Say – Bring Me The Horizon Designer

Drugs – FNKHOUSER

Virgin – Manchester Orchestra

Simple Math – Manchester Orchestra

Pale Black Eye – Manchester Orchestra

Warning Sign – Coldplay Hemorrhage – Red

Crawling – Dream State

Ashes – Claire Guerreso

Survivin' – Bastille

Heavy Rain – Solence

Apprehension – Manchester Orchestra

Mighty – Manchester Orchestra

Flares – The Script

Haunted – Acacia Ridge

In The Shadows – Amy Stroup

Under Your Scars – Godsmack

Die ganze Playlist findet ihr auf Spotify.



PROLOG

Der Tod kann sich in Form eines Doppelgängers zeigen.

Es gibt eine Sage, so alt wie die Zeit selbst, die besagt: Wenn man jemanden trifft, der genauso aussieht wie man selbst, wird einer der beiden sterben.

Die Frage ist nur ... *wer*?

Wer wird als Erstes sterben? Ich ... oder *sie*?

Laut der Sage wird derjenige, der den anderen als Erstes entdeckt, schon bald sein Ende finden. Im selben Jahrzehnt. Im selben Jahr. Vielleicht sogar noch am selben Tag.

Ich hebe meine zitterigen Hände und starre auf das Blut, das sie überzieht, zwischen meine Finger läuft und unter meine Nägel kriecht.

Ob.

Ich schätze, das bedeutet, dass ich sie zuerst gesehen habe. Ich hatte zuerst Augenkontakt.

Was für ein Pech.

Aber ich schätze, besonders viel Glück hatte ich noch nie. Nicht, als ich geboren wurde, und ganz bestimmt auch nicht, als ich in dieses Leben gestoßen wurde.

Meine Aufmerksamkeit liegt auf dem satten Purpur, das meine Hände wie eine zweite Haut überzieht. Es ist dick, klebrig, und die dunkle Farbe brennt sich in meinen Kopf ein. Ich reibe die Handflächen aneinander, um es abzuwischen, aber besser macht es das nicht. Wenn überhaupt, dann verschmiere ich das warme, frische Blut nur noch weiter, als hätte es meine Hände als dauerhaften Wohnsitz auserkoren.

Ich kneife die Augen zusammen und atme scharf ein. Es klingt rau, kehlig, kratzt wie lange, rostige Nägel über meine Lunge.

Schon okay. Wenn ich die Augen öffne, werde ich aufwachen. Das ist nicht real. Es sind nur meine verrückte Vorstellungskraft und der Aberglaube, die sich zusammengeschlossen haben, um mich zu foltern.

Das. Ist. Nicht. Real.

Als ich die Augen wieder öffne, fühlen sich meine Lider an, als hätte man sie zusammengeklebt.

Das Blut ist immer noch da – warm, klebrig, und durch das fehlende Licht nahezu schwarz. Ich balle die Fäuste, und mein Körper wird hart wie eine gespannte Peitsche.

Wach auf. Wach verdammt noch mal auf.

Meine Nägel graben sich in meine Handflächen, aber nichts holt mich hier raus. Nichts stoppt diesen widerlichen Kreislauf.

Ich hebe meinen Kopf und studiere meine Umgebung. Wilde Bäume schließen sich wie ein Kokon um mich. Sie sind so groß, dass der dunkle Himmel nur durch die kleinen Lücken über meinem Kopf sichtbar wird. Wolken legen sich über den silbrigen Schimmer des Mondes und ich erschauere. Die dünne Strickjacke über meinem Baumwollkleid schützt mich kaum vor den Temperaturen. Die Kälte zu spüren, sollte ein gutes Zeichen sein, aber das ist es nicht. Es ist kein klarer Indikator dafür, ob das hier echt ist oder nicht.

Das Blut an meinen Händen will nicht verschwinden, genauso wenig wie das Zittern, das durch meinen Körper fährt.

Er ist hinter mir her.

Wenn er mich findet, wird er mich töten.

Ich schließe meine Augen und fange an zu zählen. »Drei, zwei, eins.«

Als ich sie wieder öffne, stehen die Bäume unverändert dort, und auch die Kälte ist geblieben. Jetzt ist auch das Blut kühler. Zähflüssiger. *Klebriger.* Wie ein Dämon, der Besitz von mir ergreift und bei meinen Händen anfängt.

Nein.

Ich vergrabe meine Fingernägel in der langen Narbe an meinem Handgelenk und reiße so fest ich kann an der Haut, will sie entfernen und darunter lugen. Ich muss sehen, ob tatsächlich Blut fließt, um diesen Albtraum von der Realität zu unterscheiden.

Wenn ich keinen Schmerz spüre, ist es nicht real. Dann ist es nur eine weitere grausame Manifestation meines Unterbewusstseins und eine weitere Bestrafung für mich selbst. Bald ist das alles vorbei und ich werde aufwachen, gesund und munter.

Meine Haut gibt unter dem Angriff meiner Nägel nach und ein scharfer Schmerz explodiert in der Verletzung.

Mein Mund öffnet sich, Tränen stehen in meinen Augen.

Es ist real.

Das ist kein Albtraum. Ich bin nicht eingeschlafen und in dieser Hölle aufgewacht. Ich habe sie selbst mit meinen eigenen zwei Füßen betreten.

Nein.

Nein ...

Meine ausgetrockneten Lippen zittern, als ein paar Tropfen meines Blutes aus der Wunde laufen und sich dem Massaker auf meinen Händen anschließen.

So viel Blut kann nur eins bedeuten.

Ich habe ein Leben genommen.

Meine Dämonen haben schließlich doch gewonnen.

Jetzt schweigen sie, wagen es nicht mal, diese boshaften Dinge zu flüstern, diese Gedanken, mit denen sie mich Tag und Nacht quälen. Sie werden immer lauter, krächzen und kratzen am Rande meines Verstands, bis ich sie verstehе.

Bis ich ihre Wünsche erfülle.

»Ich bin keine Mörderin. Keine Mörderin ...«, murmle ich mir selbst zu. Vielleicht kann ich ungeschehen machen, was auch immer passiert ist, wenn ich es nur oft genug wiederhole.

Vielleicht kann ich zurückgehen und das Schicksal verändern.

Ich starre in den düsteren, trostlosen Himmel, während Tränen

in meinen Augen brennen. »Wenn da draußen irgendjemand ist, bitte lass mich zurückgehen und es rückgängig machen. Das bin nicht ich. Bitte lass mich nicht diese Person sein. Bitte ...«

Nur der heulende Wind antwortet mir, er hallt durch den verlassenen Wald wie rachsüchtige Geister mit gelben Augen und klaffenden Mäulern.

»B-bitte ...«, flehe ich. »Bitte hör auf, mich durch mich selbst zu foltern. *Bitte*.«

Mir ist bewusst, dass mein Flehen nichts bringt, aber es ist meine letzte Hoffnung, also muss ich mich daran klammern. Der letzte Strohhalm, der mich noch retten kann. Denn ich brauche dringend Hilfe.

Und ich vertraue mir selbst nicht mehr. Wenn ich es versuche, werde ich es nur noch schlimmer machen. Ich gerate außer Kontrolle und schlittere diesen Weg hinunter, ohne eine Möglichkeit der Rückkehr.

Bald werde ich bei meinen Dämonen sein.

Ich werde mein eigener Untergang sein.

Ich werde zu dem Ding werden, vor dem ich mein ganzes Leben lang weggelaufen bin.

»Bitte mach, dass es aufhört.« Meine Stimme bricht und ich schniefe. »Bitte. Ich tue alles.«

Diesmal antwortet mir nicht der Wind. Das Rascheln von Schritten dringt durch die Bäume.

Meine Beine versagen und mir stockt der Atem. So schnell können meine Dämonen mich nicht gefunden haben.

Obwohl ... *Moment*. Das hier ist die Realität. In der Realität tauchen meine Dämonen nicht auf. Was bedeutet, dass die Schritte zu jemandem gehören, der noch gefährlicher ist als sie.

Ich wirble herum und sprinte los, stoße die niedrigen Äste mit den Ellbogen aus dem Weg. Das Laub raschelt unter meinen flachen Schuhen, aber ich denke nicht über den Lärm nach, den ich mache – obwohl er genau verrät, wo ich mich befindet. Das ist

jetzt nicht wichtig. Wenn ich erwischt werde, werde ich umgebracht.

Tatsächlich wird mein Schicksal noch viel schlimmer sein als der Tod.

Lebe. Du bist eine Kämpferin. Du wurdest geboren, um zu überleben.

Moms Worte hallen in meinem Kopf wider, versorgen mich mit einem Schub Adrenalin. Ich muss lebendig sein und es auch bleiben, für uns beide.

Ich *muss* weiterleben.

Mit jeder Sekunde kommen die Schritte näher, bis das Stampfen direkt hinter mir ertönt. Ich sehe mich nicht um, versuche es nicht einmal. Stattdessen nutze ich die Bäume als Deckung, rase so schnell zwischen ihnen hindurch, dass meine Sehnen vor Schmerz aufschreien.

Wenn mein Laufmuster unregelmäßig ist, wird er mich nicht finden. Wenn ich unvorhersehbar bin, kann ich den Fängen des Todes entkommen.

Mir wurde beigebracht, nie den Kürzeren zu ziehen oder mich mit weniger, als ich verdiente, zufriedenzugeben. Es ist ironisch, dass *er* mir das beigebracht hat und nun hinter mir her ist.

So ironisch.

Die Bäume lichten sich und ich komme abrupt vor einer Klippe zum Stehen. Kiesel lösen sich unter meinen Füßen und hüpfen über die riesigen Felsbrocken, ehe sie schließlich in dem dunklen, trüben Wasser landen, das gegen die Felsen schlägt. Der Klang der dröhnen Wellen hält wie eine Symphonie des Todes durch die Luft.

Der Himmel ist jetzt vollständig bewölkt und wirft einen finsternen Schatten auf die wütende See. Als ich nach unten schaue, spielt sich ein fremder und doch vertrauter Gedanke ganz hinten in meinem Kopf ab. Es wäre so leicht, es zu beenden. So einfach.

Es braucht nur einen Schritt. Ein Schritt, und ich würde meine Dämonen eigenhändig ertränken.

Ein Schritt, und ich würde sie ein für alle Mal töten, sodass sie nie wieder herauskommen könnten.

»Tu es.«

Ein Schauer läuft mir über den Rücken, als ich die bösartige Stimme hinter mir höre.

Er hat mich gefunden.

Ich wirble so schnell herum, dass ich das Gleichgewicht verliere und nach hinten schwanke. Ich strecke meine Arme nach ihm aus, greife mit beiden Händen nach ihm und vergrabe meine Nägel in seinem Hemd. Die Blutflecken auf dem hellgrauen Stoff sind der Beweis für meinen verzweifelten Willen, zu leben.

Er ist regungslos, wie eine kalte Statue, während ich halb im Sturz gefangen bin. Sein Gesicht liegt im Schatten, abgesehen von den Konturen seines Kiefers und den Haaren kann ich nichts erkennen.

Da ich weiß, dass er mir nicht helfen wird, versuche ich, mich selbst an seinem Ärmel hochzuziehen.

»Du hast ein Leben beendet.« Seine ruhige und doch bedrohliche Stimme lässt mich mitten in der Bewegung innehalten.

Ich schüttele vehement den Kopf. »Ich w-wollte das nicht.«

»Passiert ist es trotzdem.«

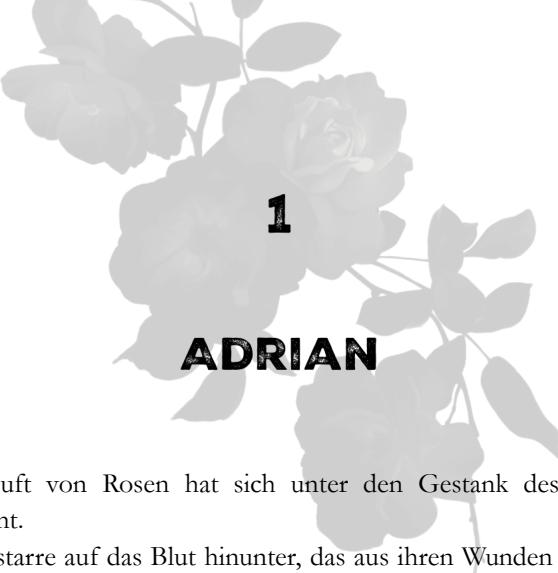
»Nein, bitte ... nicht ...«

»Stirb für deine Sünden.« Er reißt den Stoff aus meiner Hand, ich stolpere zurück und die Klippe hinunter.

Ich öffne den Mund, um zu schreien, bringe aber keinen Laut hervor. Der Sturz ist nicht so schmerhaft wie erwartet. Wenn überhaupt, dann ist er ... friedlich.

Nachdem ich einen letzten Blick auf die Silhouette geworfen habe, die auf mich herabschaut, schließe ich die Augen und lasse den Tränen freien Lauf.

Endlich ist es vorbei.



1

ADRIAN

Der Duft von Rosen hat sich unter den Gestank des Todes gemischt.

Ich starre auf das Blut hinunter, das aus ihren Wunden strömt, während das Leben stur ohne Pause oder Zögern ihren Körper verlässt. Das tiefe Rot steht im Kontrast zu ihrer hellen Haut, zeichnet Bächlein über ihre Arme und Beine und umrahmt ihr sanftes Gesicht.

Ihre Augen sind geöffnet, aber sie sieht mich nicht an. Das Blau darin ist leer, matt, existiert bereits an einem anderen Ort, zu dem ich keinen Zugang habe.

Ich wiege ihren Kopf in meinen Armen, streichle sanft über das dunkelbraune Haar. Hebe eine feuchte Strähne an und atme meinen womöglich letzten Schuss von Rosen ein. Es spielt keine Rolle, ob sie Stacheln haben und mich dabei stechen. Die Methode ist mir unwichtig, solange ich das Ziel erreiche.

Was mich erwartet, ist weit entfernt von Rosen. Es ist nicht einmal der Tod. Es ist schlimmer.

Das Nichts.

Leere.

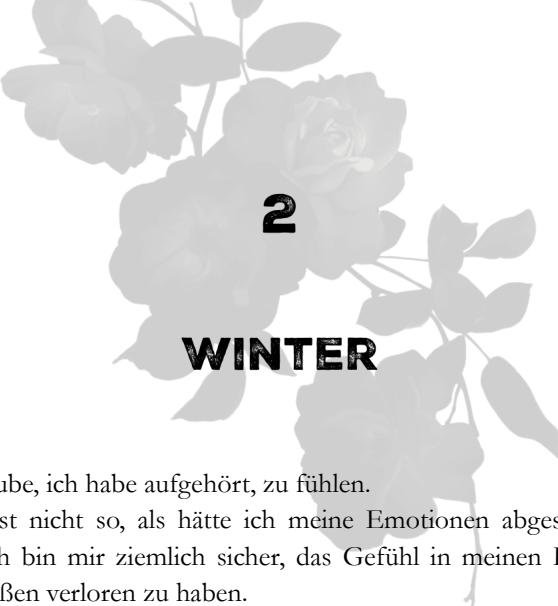
Ein Ort, an dem sie mich nicht fühlen kann. Wo sie alles beendet, nur damit sie ihr Herz und ihre Seele versiegeln kann.

Damit sie einfach ... verschwindet.

Ich streiche ihr die Haare aus dem Gesicht und lasse meine Lippen über ihre Stirn gleiten. »Ich werde dich wiederfinden.«

Die Leute sagen, der Tod sei das Ende.

Aber für mich ist er erst der Anfang.



2

WINTER

Ich glaube, ich habe aufgehört, zu fühlen.

Es ist nicht so, als hätte ich meine Emotionen abgeschaltet, aber ich bin mir ziemlich sicher, das Gefühl in meinen Händen und Füßen verloren zu haben.

Ich kann die Erfrierungen an den Fingern in meinen zerrissenen Handschuhen beinahe vor mir sehen, und auch zwischen den Zehen. Meine Füße stecken in alten Socken und Männerschuhen, die eine Nummer zu groß sind und sie bei jedem Schritt herumrutschen lassen. Die eisige Kälte dringt sogar durch die vier Schichten meiner Sweatshirts und des viel zu großen Mantels.

Die Wintersaison hat New York City in diesem Jahr hart getroffen. Mit dem Gewicht der ganzen Kleidung, die ich trage, fühle ich mich wie ein wandelnder Schneemann. Nichts davon ist warm oder schützend genug, aber immer noch besser, als zu erfrieren.

Wie ironisch es wäre, wenn ich durch die Kälte sterbe, obwohl mein Name Winter lautet. Das wäre ein bisschen zu zynisch vom Schicksal, oder nicht? Es muss an diesen Moment gedacht haben, als es meiner Mutter zugeflüstert hat, dass sie mich nach der kältesten und härtesten Jahreszeit benennen soll.

Das Schicksal hat auch entschieden, mich in den schlimmsten Staat von allen zu werfen. Hier sind nicht nur die Winter kalt, windig und verdammt nass, auch der Sommer ist mit all der Luftfeuchtigkeit unerträglich.

Aber wieso beschwere ich mich? Hier kann ich wenigstens unbemerkt in der Menge untertauchen.

Als würde ich gar nicht existieren.

Unsichtbarkeit ist eine mächtige Waffe. In einer Stadt, die über acht Millionen Einwohner beherbergt, ist es für jemanden wie mich tatsächlich leicht, unbemerkt zu bleiben.

Jedoch zwingt die Kälte mich, mehr herauszustechen. Als ich die nassen Straßen zwischen Hunderten und Tausenden von Menschen entlanggehe, ernte ich viele Blicke. Sie zeugen nicht immer von Mitleid – oft sind sie urteilend. Ich kann sie sagen hören: *Du hättest mehr aus dir machen können, junge Dame*.

Aber die meisten New Yorker sind so abgestumpft, dass sie sich nicht weniger für jemanden wie mich interessieren könnten.

Ich bemühe mich, nicht auf die Menschen zu achten, die die Bäckereien mit Tüten in den Händen verlassen, aber ich kann die verlockenden Düfte nicht ignorieren, die mir entgegenwehen. Ich öffne meinen Mund und schließe ihn wieder, als könnte ich so von den leckeren Waren kosten.

Wenn ich doch nur etwas heiße Suppe oder ein Stück warmes Brot hätte.

Ich schlucke den Speichel herunter, der sich bei diesem Gedanken in meinem Mund sammelt. Immer wenn ich ausgehungert bin und kein Essen in Sicht habe, stelle ich mir einen Tisch voller köstlicher Gerichte vor und tue so, als würde ich schlemmen. Aber mein Bauch glaubt das nur für eine halbe Minute, bevor er wieder anfängt zu knurren.

Es ist schwer, ihn zu überlisten.

Doch so hungrig ich auch bin, was ich mir wirklich wünsche, ist, mehr zu trinken.

Ich hebe die in eine braune Papiertüte gewickelte Bierdose an meine Lippen und kippe den Rest hinunter. Da fließt der letzte Tropfen, der mich eigentlich durch den ganzen Tag bringen sollte.

Es ist erst Nachmittag und ich habe nichts mehr gegessen seit ... Wie lange ist das jetzt her? Zwei Tage?

Vielleicht sollte ich zu dem Obdachlosenasyl zurückgehen und mir eine Mahlzeit und ein Stück Brot abholen ...

Doch den Gedanken verdränge ich gleich wieder. An diesen Ort werde ich nie wieder zurückkehren, nicht mal, wenn ich auf der Straße schlafen muss. Vermutlich sollte ich mir einen anderen Zufluchtsort suchen, an dem ich den Winter verbringen kann, sonst friere ich mich noch zu Tode.

Vor einem gerahmten Poster, das an der Seite eines Gebäudes hängt, kommen meine Füße zum Stehen. Ich weiß nicht, warum ich anhalte.

Das sollte ich nicht.

Normalerweise mache ich es auch nicht.

Ich bleibe nicht stehen und starre etwas an, denn das würde Aufmerksamkeit auf mich ziehen und meine Chancen auf meine Superkraft der Unsichtbarkeit schmälern.

Aber aus einem mir unbekannten Grund bleibe ich diesmal stehen. Die leere Dose liegt zwischen meinen behandschuhten Fingern, mitten in der Luft, während ich die Anzeige studiere.

Es ist ein Poster des New York City Ballets, das eine ihrer Vorstellungen bewirbt. Das gesamte Bild wird von einer Frau, die en pointe in einem Hochzeitskleid posiert, dominiert. Ein Schleier bedeckt ihr Gesicht, aber er ist durchsichtig genug, um ihre Traurigkeit zu erkennen, die Härte, die ... Hoffnungslosigkeit.

»Giselle« steht über ihrem Kopf. Am unteren Rand stehen die Namen des Direktors und der Prima-Ballerina, Hannah Max, und auch die der anderen Ballerinas, die bei der Show mitwirken.

Ich blinze einmal, und für einen kurzen Moment sehe ich mein Spiegelbild in dem Glas. Der Mantel verschlingt meine schmächtige Gestalt und meine Sneaker sehen an mir aus wie die übergroßen Schuhe eines Clowns. Meine Kunstfell-Mütze bedeckt meine Ohren, und meine blonden Haare, deren Spitzen im Mantel stecken, sind zerzaust und fettig. Die Mütze ist etwas nach hinten gerutscht und offenbart den dunklen Haaransatz. Ich fühle mich leicht benommen und ziehe mir die Kapuze über den Kopf, die einen Schatten über mein Gesicht wirft.

Jetzt sehe ich aus wie ein Serienkiller.

Ha. Wenn ich könnte, würde ich darüber lachen. Ein Serienkiller wäre clever genug, um nicht auf der Straße zu landen. Sie wären clever genug, nicht so viel Alkohol zu trinken, dass es unmöglich wird, einen Job zu behalten.

Ich blinze erneut und sehe wieder das Poster vor mir. Giselle. Ballett. Prima-Ballerina.

Der plötzliche Drang, dieser Frau die Augen auszukratzen, überkommt mich. Ich atme ein und wieder aus. Ich sollte keine so starken Reaktionen gegenüber einer Fremden haben.

Aber ich hasse sie. Ich hasse Hannah Max und Giselle und Ballett.

Ich wirble herum und haue ab, bevor ich der Versuchung nachgeben kann, das Poster von der Wand zu reißen.

Die leere Dose drücke ich zusammen und werfe sie in den nächsten Müllheimer. Diese Stimmungsschwankungen sind nicht gut – ganz und gar nicht.

Es liegt an dem Mangel an Alkohol in meinem Blut. Ich hatte nicht genug Bier, um mich am helllichten Tag zu betrinken. Wenn mein Verstand betäubt wurde, ist die Kälte leichter zu ertragen. Dann sind meine Gedanken nicht so laut und ich bekomme keine Mordlust beim bloßen Anblick eines Ballett-Posters.

Geistesabwesend überquere ich die Straße, wie eigentlich jeden Tag. Das ist zu meiner Routine geworden, der ich keine besondere Aufmerksamkeit mehr schenke.

Den Fehler mache ich immer wieder – Dinge als selbstverständlich anzusehen.

Die dröhrende Hupe höre ich erst, als ich schon mitten auf der Straße stehe.

Meine Füße erstarren, als hätte man sie mit Steinen beschwert. Während ich in die grellen Scheinwerfer des Transporters schaue und die Hupe weiter dröhnt, denke ich an mein siebenundzwanzigjähriges Leben zurück. Vom Moment meiner Geburt an rauscht alles vor meinem inneren Auge vorbei. Das passiert doch, wenn man stirbt, oder? Ich sollte mich an alles erinnern.

Von dem Moment an, als Mom mit mir in eine andere Stadt gezogen ist, bis das Leben mich nach New York gebracht hat.

Von dem Moment an, als ich erblühte, bis zu dem Unfall, der mich in eine unheilbare Alkoholikerin verwandelte.

Allerdings kommt keine dieser Erinnerungen. Nicht mal kurze Auszüge davon. Das Einzige, was seinen Weg in meinen Kopf findet, sind kleine Zehen und Finger. Das winzige Gesicht einer kleinen Gestalt, die die Krankenschwester in meine Arme legt, bevor sie mir für immer genommen wurde.

Ein Kloß bildet sich in meinem Hals und ich zittere wie Espenlaub in den kühlen, winterlichen Straßen von New York.

Ich habe versprochen, für sie weiterzuleben. Warum zum Teufel sterbe ich dann jetzt?

Ich schließe die Augen. *Es tut mir so leid, Baby Girl. So verdammt leid.*

Eine große Hand legt sich um meinen Ellbogen und reißt mich so ruckartig zurück, dass ich über meine eigenen Füße stolpere. Dann hält dieselbe Hand mich sanft am Arm, damit ich nicht stürze.

Langsam öffne ich die Augen, in der Erwartung, meinen Kopf unter dem Transporter wiederzufinden. Doch stattdessen rast er laut hupend an mir vorbei, während der Fahrer aus dem offenen Fenster schreit: »Pass auf, wo du hinläufst, du dämliche Schlampe!«

Ich begegne seinem Blick, zeige ihm mit meiner freien Hand den Mittelfinger und halte ihn weiter hoch, damit er die Geste auch noch im Rückspiegel sehen kann.

Sobald der Transporter um die Ecke gebogen ist, fange ich wieder an zu zittern. Der kurze Adrenalinschub, der mich nach seiner Bekleidung getroffen hat, verfliegt, und jetzt kann ich nur noch daran denken, dass ich hätte sterben können.

Dass ich mein kleines Mädchen *wirklich* im Stich gelassen hätte.

»Geht es dir gut?«

Beim Klang der mit Akzent sprechenden Stimme wirble ich herum. Für eine Sekunde habe ich vergessen, dass mich jemand aus der Fahrbahn des Transporters gezogen hat. Und ich jetzt tot wäre, wenn diese Person das nicht getan hätte.

Der Mann – der seinem leichten Akzent nach zu urteilen Russe ist – steht direkt vor mir, seine Hand liegt noch immer auf meinem Ellbogen. Im Vergleich zu der rauen Kraft, mit der er mich zurückgezogen hat, ist die Berührung sanft.

Er ist groß, und auch wenn die meisten Leute größer sind als ich mit meinen ein Meter sechzig, geht er weit darüber hinaus. Wahrscheinlich eher Richtung eins neunzig oder mehr. Er trägt ein schwarzes Hemd und eine schwarze Hose unter einem dunkelgrauen Kaschmirmantel. Es könnte an den Farben liegen oder an der Länge des Mantels, der bis zu seinen Knien reicht, aber er sieht elegant aus. Klug, wie eine Art Anwalt, der während seines Studiums vermutlich als Model gearbeitet hat, um seine Studiengebühren zu bezahlen.

Doch sein Gesicht erzählt eine andere Geschichte. Nicht, dass er nicht attraktiv wäre, denn das ist er mit seinen markanten, kantigen Zügen, die zu seinem Modelkörper passen. Er hat hohe Wangenknochen, die einen Schatten auf seinen dichten Drei-Tage-Bart werfen.

Seine Augen sind von einem intensiven Grau, das beinahe schwarz wirkt. Obwohl die Farbe seiner Kleidung diesen Effekt verstärken könnte. Die Tatsache bleibt, dass sie mir ... Unbehagen bereiten. Kennst du das Gefühl, wenn etwas oder jemand so schön ist, dass es tatsächlich wehtut, hinzusehen? Genau so ist es bei diesem Fremden. Wenn ich ihm in die Augen sehe, überkommt mich ein Gefühl der Minderwertigkeit, das ich nicht abschütteln kann, so seltsam sich das auch anhört.

Obwohl seine Worte Besorgnis ausdrücken, sehe ich nichts davon auf seinem Gesicht. Keine Empathie, zu der die meisten Menschen fähig sind.

Aber gleichzeitig scheint er nicht der Typ zu sein, der Sorge

vorgaukelt. Wenn überhaupt, wirkt er eher wie die anderen Passanten, die dem Beinahe-Unfall kaum Beachtung geschenkt haben.

Ich sollte dankbar sein, aber das Einzige, woran ich denken kann, ist, seinem Griff und diesen beunruhigenden Augen zu entkommen. Diesen tiefen, eindringlichen Augen, die mein Gesicht nach und nach zu entschlüsseln scheinen.

Ein winziges Stück nach dem anderen.

»Es geht mir gut«, bringe ich hervor und befreie meinen Ellbogen mit einer drehenden Bewegung.

Er runzelt die Stirn, nur kurz, kaum merkbar, bevor er seine vorherige Miene wieder aufsetzt und genauso sanft von mir ablässt, wie er mich festgehalten hat. Ich erwarte, dass er sich umdreht und weggeht, damit ich das Ganze als einen weiteren vom Pech verfolgten Winternachmittag abstempeln kann.

Aber er steht einfach da, regungslos, ohne zu blinzeln oder sich in irgendeine Richtung zu entfernen. Stattdessen betrachtet er mich. Die buschigen Brauen ziehen sich über diese Augen, in die ich *wirklich* nicht starren möchte, aber ihr wildes Grau zieht mich trotzdem in ihren Bann.

In ihnen spiegeln sich die Härte der Wolken über uns und die Unbarmherzigkeit des Windes. Ich könnte so tun, als würden sie nicht existieren, aber sie saugen dennoch das Gefühl aus meinen Gliedern. Sie verursachen Frostbeulen und Schmerz.

»Bist du sicher, dass es dir gut geht?«, fragt er erneut, und aus irgendeinem Grund habe ich das Gefühl, dass er ein Nein hören will.

Aber warum? Zu welchem Zweck?

Ich bin nur eine von Tausenden Obdachlosen in dieser Stadt. Ein Mann wie er, umgeben von einer undurchdringlichen Wolke aus Selbstbewusstsein, die andeutet, wie einflussreich er ist, sollte mich nicht einmal ansehen.

Doch das tut er.

Und jetzt fragt er, ob es mir gut geht. Da ich es gewohnt bin,

unsichtbar zu sein, macht mich die plötzliche Aufmerksamkeit nervös.

Seit dieser russische Fremde nach meinem Arm gegriffen hat, spüre ich ein Jucken unter meiner Haut, das mich dazu drängt, wieder in den Schatten zu verschwinden.

Sofort.

»Ja«, platze ich heraus. »Danke.«

Ich will mich umdrehen und weglauen, als die Autorität in seiner Stimme mich innehalten lässt. »Warte.«

Meine zu großen Schuhe quietschen auf dem Asphalt, als ich seinem Befehl nachkomme. Normalerweise würde ich das nicht tun. Ich bin nicht gut darin, Anweisungen zu befolgen, weshalb ich mich auch in dieser Lage befindet.

Aber irgendetwas an seinem Ton erregt meine Aufmerksamkeit. Als er in seinen Mantel greift, gehen mir zwei Szenarien durch den Kopf. Das erste ist, dass er eine Waffe zieht und mich erschießt, weil ich respektlos war. Das zweite ist, dass er mich so behandelt wie die meisten anderen und mir etwas Geld zusteckt.

Wieder überkommt mich dieses Gefühl der Minderwertigkeit. Obwohl ich Kleingeld für gewöhnlich annehme, um mir Bier zu kaufen, gehe ich nicht betteln. Bei dem Gedanken, das Geld dieses Fremden anzunehmen, fühle ich mich schmutzig. Nicht mehr unsichtbar, sondern eher wie ein Staubkörnchen auf seinen makellosen schwarzen Lederschuhen.

Ich nehme mir vor, sein Geld abzulehnen, doch er zieht nur ein Taschentuch hervor und legt es in meine Hand. »Du hast da etwas im Gesicht.«

Für den Bruchteil einer Sekunde streicht seine Hand über meinen Handschuh, und obwohl der Moment sehr kurz ist, sehe ich es.

Er trägt einen Ehering.

Ich drücke das Stück Stoff in meiner Hand zusammen und nicke dankend. Keine Ahnung, warum ich von ihm ein Lächeln oder ebenfalls ein Nicken erwartet habe.

Das tut er nicht.

Seine Augen durchbohren die meinen noch eine Weile, dann dreht er sich um und verschwindet.

Einfach so.

Er lässt seinen unglückseligen Nachmittag hinter sich und kehrt zu seiner Frau zurück.

In Anbetracht des extremen Unbehagens, das ich in seiner Nähe gespürt habe, sollte ich erleichtert sein.

Doch das Gegenteil tritt ein. Es fühlt sich an, als würde sich ein Knochen direkt durch den sensiblen Muskel meines Herzens bohren.

Was zum Teufel?

Ich starre auf das Taschentuch, das er mir in die Hand gedrückt hat. Die Buchstaben *A.V.* sind darauf gestickt, es sieht handgefertigt aus. Hochwertig.

Warum sollte er mir so was geben?

Etwas im Gesicht.

Ich habe verdammt viel Mist im Gesicht. Eine ganze Schicht Dreck, da ich mich schon länger nicht mehr in einer öffentlichen Toilette gewaschen habe. Glaubt er wirklich, ein verdammt Taschentuch wäre die Lösung dafür?

Wütend auf ihn und meine eigene Reaktion werfe ich das Taschentuch in einen Müllheimer und stürme in die entgegengesetzte Richtung davon.

Heute Nacht brauche ich eine heiße Mahlzeit und ein Bett, und wenn das bedeutet, mich wieder dem Teufel stellen zu müssen, dann soll es so sein.